

btb

Francesca Giannone

Die Briefträgerin

Roman

*Aus dem Italienischen
von Ingrid Ickler*

btb

*Für meine Schwester Elisabetta.
Wo immer du auch bist, werde auch ich sein.*

Deborah: »Hast du lange gewartet?«

Noodles: »Mein ganzes Leben.«

Sergio Leone,

Es war einmal in Amerika (1984)

Prolog

13. August 1961

»Die Briefträgerin ist tot!«

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer in allen Straßen und Gassen des Dorfes.

»Jetzt hat es sie tatsächlich erwischt«, bemerkte Donna Carmela, die schlaftrunken in der Tür auftauchte. Die Wimperntusche vom Tag zuvor klebte in den Fältchen unter ihren Augen.

»Möge ihre Seele in Frieden ruhen«, antwortete ihre Nachbarin, noch im Morgenmantel, und bekreuzigte sich.

»Angeblich ging es ihr nicht gut«, mischte sich eine Dritte vom Balkon aus ein, »man hat sie im Dorf schon eine Weile nicht gesehen.«

»Ich hab gehört, es waren die Bronchien«, meinte eine korpulente Frau, die den Hauseingang fegte.

»Sie hatte die Briefträger-Krankheit«, erklärte die vom Balkon. »Erinnert ihr euch an Ferruccio? Er ist auch jung gestorben.«

Donna Carmela verzog das Gesicht. »Ich geh schon mal das gute Kleid bügeln.« Dann ging sie wieder ins Haus.

In einem Haus in der Nähe, dort, wo das Dorf fast zu Ende war und die Olivenhaine begannen, saß Giovanna am Küchentisch und weinte auf eine Postkarte vom 22. Mai 1936. Sie fal-

tete sie zusammen, steckte sie in den Ausschnitt ihrer Bluse und verließ das Haus.

Nach Annas letztem Willen sollte die Totenwache im Garten hinter dem Haus stattfinden, in dem Granatäpfel und Basilikum wuchsen. Der Mörser, den die Verstorbene vor dreißig Jahren aus Ligurien mitgebracht hatte, war ihr in den Sarg gelegt worden, in dem sich außerdem zwei Paar Babysöckchen befanden, das eine rosa, das andere blau, und Carlos Ehering, den sie über ihrem eigenen getragen hatte. Mehr brauche sie nicht, um sich vom Leben zu verabschieden, hatte sie wenige Stunden vor ihrem Tod gesagt.

Roberto stand am Sarg seiner Mutter und rauchte in einem fort Nazionali ohne Filter. Auf einem der Baststühle an der Seite des Sargs saß seine Frau Maria und fand keine Ruhe. Sie war im neunten Monat schwanger und schwitzte aus allen Poren. Sollte es ein Mädchen werden, würde sie es Anna nennen, das hatte sie versprochen.

Seit den frühen Morgenstunden riss die Prozession der Männer und Frauen, die zum Kondolieren kamen, nicht ab. *Zum Glück habe ich genug Thermoskannen mit Kaffee vorbereitet*, dachte Maria und wechselte einmal mehr die Sitzposition. In diesem Moment tauchte eine Frauengruppe auf, an der Spitze Carmela in einem blauen Kleid, die Haare zu einem Dutt frisiert, mit einem breiten Lidstrich, der ihre Augen betonte. Wie eine Primadonna näherte sie sich mit stolzeschwellter Brust dem Sarg, sie wusste genau, dass die neugierigen Blicke aller auf ihr ruhten. Der Kuss auf die Stirn der Toten, eine Umarmung für Maria, der Handschlag für Roberto, alles war meisterhaft inszeniert.

Doch Giovannas Auftauchen stahl ihr die Schau. Die warf

sich auf Anna, umarmte sie und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen, bis es den anderen Anwesenden peinlich wurde.

»Die war schon immer komisch«, sagte jemand leise.

Schließlich stand Giovanna auf, zog die Postkarte aus dem Ausschnitt, faltete sie auf und überreichte sie Roberto, der sich soeben eine weitere Zigarette angesteckt hatte.

»Was ist das?«, fragte er und drehte die Karte zwischen den Fingern.

»Lies«, antwortete Giovanna und wischte sich über die Augen.

»Viele herzliche Grüße«, las Roberto vor und sah sie erstaunt an.

»Nein, nicht da. Hier, siehst du?« Giovanna deutete auf die Ecke oben rechts.

Roberto fiel auf, dass die Briefmarken abgelöst waren, und darunter verbargen sich winzig klein geschriebene Worte.

»Ein Einfall von deiner Mutter«, fuhr Giovanna fort, und ihre Stimme brach. »Nur sie konnte sich so etwas ausdenken.«

Roberto hielt die Karte dicht vors Gesicht, um das Geschriebene zu entziffern. Dann blickte er entsetzt auf.

»Ich sollte eine geheime Nachricht an meinen Liebsten schreiben, und sie hat dann die Briefmarken drübergeklebt«, erklärte Giovanna, »jahrelang haben wir uns auf diese Weise geschrieben.«

Roberto lächelte betreten und wollte ihr die Karte zurückgeben, aber Giovanna wehrte ab. »Nein, die behältst du«, sie legte ihre Hand auf seine, »als Erinnerung.«

»Gut«, sagte Roberto. Während er Giovanna nachsah, faltete er die Karte wieder und steckte sie in eine Seitentasche seiner Jacke. In diesem Augenblick stellte eine alte Frau einen Topf

mit weißen Blumen vor den Sarg. Sie hatte ein rundliches Gesicht, das volle graue Haar trug sie seitlich zu einem Zopf gebunden.

Wer weiß, ob Zio Antonio noch kommt, dachte Roberto und warf den Zigarettenstummel auf den Boden. Ob er wohl den Brief schon gelesen hatte? »Übergib ihn deinem Onkel, sobald ich diese Welt verlassen habe«, hatte seine Mutter gesagt und ihm einen versiegelten weißen Umschlag überreicht.

Nach dem, was in jener Nacht vor neun Jahren passiert war, hatten Anna und Antonio nicht mehr miteinander gesprochen. Wie beständig kann Liebe noch sein, wenn sie Hass weicht?

Erster Teil

Juni 1934 – Dezember 1938

1

Lizzanello (Lecce)

Juni 1934

Der rostige und in die Jahre gekommene blaue Überlandbus kam mit einem Quietschen auf dem glühend heißen Asphalt zum Stehen. Es war früher Nachmittag, ein feuchtwarmer Wind bewegte die Blätter der Palme im Zentrum der Piazza, die wie ausgestorben dalag. Aus dem Bus stiegen drei Passagiere: Der erste war Carlo, eine erloschene Zigarre im Mund, in eleganter Weste und Oxford-Schuhen aus glänzend braunem Leder, die auch nach der zwei Tage langen Reise, erst im Zug, dann im Bus, noch immer makellos aussahen. Er fuhr sich über den Schnurrbart und schloss die Augen, dann sog er tief den Duft seines Heimatdorfes ein. So hatte es hier schon immer gerochen, eine Mischung aus frischer Pasta, Oregano, feuchter Erde und Rotwein. Wie sehr hatte ihm dieser Geruch während seiner Zeit im Norden gefehlt, zuerst im Piemont, danach in Ligurien. Gegen Ende hatte ihn das Heimweh nicht mehr losgelassen, wie eine schwere Last hatte es ihm auf der Brust gelegen. Er nahm den Borsalino vom Kopf und versuchte sich damit wedelnd ein wenig Abkühlung zu verschaffen, bewegte aber nur die heiße Luft. Der Scirocco war im Sommer allgegenwärtig, genau so hatte er es in Erinnerung.

Anna spürte die Hitze, sobald sie auch nur einen Fuß auf

die Erde gesetzt hatte. Sie hatte ein langes schwarzes Kleid an, seit nunmehr drei Jahren trug sie Trauer. Auf dem Arm hielt sie Roberto, einen Einjährigen mit wachem Blick, und es bereitete ihr sichtlich Mühe.

Carlo streckte den Arm aus, um ihr zu helfen, aber Anna schüttelte den Kopf. »Das schaffe ich allein«, sagte sie mit un-verhohlenem Missfallen. Carlos Zufriedenheit und seine Begeisterung verstand sie nicht. Wie bei einem Kind, dem man endlich sein Lieblingsspielzeug zurückgegeben hatte. Sie hingegen wollte nur noch schlafen, die Reise war anstrengend gewesen. Sie ließ ihren Blick über die Piazza schweifen, das seltsame Strohgelb der Häuser, die verblassten Schilder der Handwerker, der graue Burgturm. Das hier war also ihr neues Zuhause, so anders als alles, was sie kannte ... Plötzlich wurde ihr bewusst, wie weit weg ihr geliebtes Ligurien war, das Dorf Pigna auf dem Hügel mit seinen Kastanienhainen. Es war wie ein Stich durchs Herz.

»Antonio sollte eigentlich schon da sein«, brummte Carlo und schaute sich suchend um. Dann richtete er den Blick auf die große Uhr am Rathaus. »Viertel nach drei.«

»Es würde mich nicht wundern, wenn die Uhren in dieser Gegend langsamer gingen«, erwiderte Anna und wischte Roberto mit der Manschette ihres Kleides den Schweiß von der Stirn. Carlo sah sie amüsiert an und schüttelte den Kopf. Er liebte alles an seiner Frau, sogar ihre scharfe Ironie.

Antonio kam einige Minuten später, er keuchte, seine Stirn war schweißnass, und aus der mit Brillantine geformten Frisur hatte sich eine Locke gelöst.

»Da ist er ja!« Carlo strahlte, ging auf seinen Bruder zu, zog ihn an sich und umarmte ihn so fest, dass er ins Straucheln

kam und fast gestürzt wäre. Anna betrachtete die beiden lachenden Männer, die so ausgelassen waren wie Kinder. Sie bewegte sich nicht vom Fleck. Dieser Moment sollte nur den beiden gehören. Es war kein Tag vergangen, an dem Carlo nicht von seinem Bruder gesprochen hatte: »Antonio würde das so sehen ...«, »Antonio würde dies tun ...«, »Habe ich dir schon erzählt, wie Antonio und ich ...« Trotz der langen Zeit im Norden mit Paketen voller Leckereien und Olivenöl, die zusammen mit Postkarten, Briefen und Telegrammen regelmäßig aus dem Süden eintrafen, hatte ihre Beziehung nicht gelitten, im Gegenteil, sie schien nur noch stärker geworden zu sein.

Carlo packte Antonio am Ellbogen und zog ihn zu Anna hin. Die Ähnlichkeit mit ihrem Mann war bemerkenswert, dachte sie, als sie nur eine Handbreit entfernt vor ihm stand: die gleichen scharfen Gesichtszüge, allerdings mit ein paar Falten mehr und ohne Bart, die gleichen pechschwarzen Pupillen, die abgerundete Nasenspitze, die im Vergleich zur Oberlippe etwas vollere Unterlippe ... wirklich wie aus dem Gesicht geschnitten.

»Das ist meine Anna«, stellte Carlo fröhlich seine Frau vor, »und dieser wunderhübsche Junge ist dein Neffe. Endlich lernst du ihn kennen ...«

Antonio lächelte verlegen, dann streckte er die Hand aus, und Anna drückte sie schwach. Jetzt erkannte sie den Unterschied: Während Carlos Miene verschmitzt und selbstbewusst wirkte, war Antonios Blick durchdringend und melancholisch. Es schien, als könne er ihr bis auf den Grund der Seele schauen. Anna errötete und wandte den Blick ab. *Ich bin rot geworden, verdammt*, dachte sie.

Auch Antonio wandte den Blick ab. »Ciao, ich bin dein Onkel, dein Zio«, sagte er lächelnd zu Roberto und strich dem Jungen über den Kopf, dabei glänzte der goldene Ehering in der Sonne. Mit gesenktem Blick hielt Anna ihm den Jungen hin.

»So ein hübsches Kind«, sagte Antonio begeistert und griff ihn unter den Achseln.

»Ganz die Mama«, antwortete Carlo, während er Anna mit dem Handrücken über die Wange strich. Sie zuckte nicht zurück, aber es war offensichtlich, dass sie nicht in der Stimmung für Komplimente war.

Der Busfahrer, dem das schweißnasse Hemd am Oberkörper klebte, hatte inzwischen das Gepäck und einen großen Karton ausgeladen. Er tippte sich zum Abschied an die Mütze und ging schwer atmend auf die einzige Bar der Piazza zu, das Castello.

Carlo nahm die beiden Koffer. »Trag du den Karton«, sagte er zu seinem Bruder und marschierte los. Anna kümmerte sich wieder um Roberto und sagte warnend: »Pass auf, da ist das Wertvollste drin, das ich habe.« Diese Ermahnung, stellte sie verlegen fest, waren tatsächlich ihre ersten Worte an den Schwager.

»Ich passe auf, versprochen«, antwortete er, umfasste vorsichtig den Boden des Kartons mit beiden Händen und folgte seinem Bruder. Anna hörte das Klappern seiner Absätze auf dem abgetretenen Kopfsteinpflaster neben ihr, es war, als hätten sein und ihr Atem zu einem gleichen, etwas schnelleren Rhythmus gefunden.

»Wir sind fast da«, sagte Antonio und lächelte ihr dabei zu. Das Haus, in das Carlo und Anna einziehen sollten, lag in

der Via Paladini, nur wenige Schritte von der Piazza entfernt. Früher hatte dort Luigi gelebt, ein Onkel mütterlicherseits, den man wegen der vielen Hektar Land, die er besaß, *lu patru* genannt hatte. Er war reich geworden, aber kinderlos geblieben, weshalb er Antonio und Carlo alles vermacht hatte: Land, Häuser und ein hübsches Sömmchen, mit dem sich eine ganze Weile gut leben ließ.

Diese Erbschaft war der Grund gewesen, warum sie alles hatte zurücklassen müssen, ihre Heimat Pigna und ihre Schüler in der Dorfschule, dachte Anna. Und genau deswegen hatte sie ihn gehasst, obwohl er tot war.

Antonio stellte den Karton vor dem Hauseingang ab und kramte in seinen Hosentaschen nach dem Schlüssel. Er steckte ihn ins Schloss der hölzernen Eingangstür und öffnete sie weit. Im einfallenden Licht tat sich ein hübscher Eingangsbereich auf, mit einer Kuppeldecke und honigfarbenen Wänden, in der Mitte stand ein runder Marmortisch mit zwei Stühlen aus Schmiedeeisen, in einer Ecke ein Terracotta-Kübel mit einer seit Monaten vertrockneten Pflanze.

Carlo stellte die Koffer im Eingangsbereich ab und ging durch das Haus, die Treppen hinauf und hinunter, schaute sich überall um und zog im großen Wohnzimmer mit dem offenen Kamin die Laken von den Möbeln. Antonio lehnte an der Eingangstür und sah ihm gedankenverloren nach. Wie hatte ihm sein Carlotto gefehlt, sein Spielgefährte, mit dem er herumgestromert war und der so gerne Umarmungen verteilte. Solange er an seiner Seite gewesen war, hatte er niemand anderen gebraucht. Natürlich war er sein Bruder, aber vor allem war er sein bester Freund und der Einzige, der ihn wirklich kannte. Bei seinem Abschied hatte er das Gefühl gehabt, nun-

mehr ganz allein auf der Welt zu sein. Keinem war es gelungen, ihn aus seiner Einsamkeit zu befreien, wieder Farbe in sein Leben zu bringen. Nicht einmal seine Frau Agata und seine Tochter Lorenza hatten das geschafft, dachte er mit leisem Bedauern.

Anna sah sich um, dabei hielt sie Roberto fest an sich gepresst. Dieses Haus ist für drei Bewohner viel zu groß, und die Decken sind zu hoch, dachte sie. Die Liebe brauchte nicht viel Platz oder abschließbare Zimmer. Ihre ersten Jahre als Paar hatten sie in einer Dreizimmerwohnung mit niedrigen Decken verbracht, dort waren sie glücklich gewesen, so überglücklich. *Zu viel Raum schafft Distanz zwischen den Herzen. Warum sonst lebten in Schlössern nie glückliche Prinzessinnen?*

»Anna, schau mal«, rief Carlo und nahm sie bei der Hand, »Antonio, du auch.«

Er führte sie durch das Wohnzimmer, das Esszimmer, die Küche und dann hinaus in den kleinen Garten voller Granatapfelbäume.

Anna lächelte. Das erste Mal, seitdem sie in den Zug nach Süden gestiegen waren. Dieser Anblick war der erste Hoffnungsschimmer: die knotigen Stämme, kelchförmige rote Blütenblätter mit gelber Krone, glänzend grüne Blätter, die sich zusammengerollt hatten, ein Kontrast der Farben. Das alles gefiel ihr. Hier würde sie Basilikum pflanzen, um die Luft mit seinem Duft zu erfüllen. *Genau das, was fehlt, um sich zu Hause zu fühlen. Wenigstens ein bisschen.*

»Quel délice! Mon jardin secret!«, jubelte sie und küsste ihren Sohn auf die Wange.

Antonio sah Carlo fragend an.

»Ja, manchmal spricht meine Anna ein paar Sätze Französisch, weißt du ...«

»In meiner Gegend ist das ganz normal, ich bin an der Grenze zu Frankreich aufgewachsen«, unterbrach ihn Anna, drehte sich kurz um und schaute Antonio mit ihren großen olivgrünen Augen an, die von den schwarzen, zu einem lockeren Zopf gebundenen Haaren betont wurden. Die fast durchscheinende und samtene Haut der Frau, die nicht in diese Gegend passte, färbte sich rötlich. Lag Annas Erröten an der Hitze oder an ihm? Antonio wusste es nicht.

Dann wandte sie sich ab und betastete behutsam den Stamm eines Granatapfelbaums.

Vielleicht steht in der Gemeindebücherei ja eine französische Grammatik, dachte Antonio. Er würde gleich am folgenden Tag danach fragen.

* * *

»Also? Wie ist sie?« Agata überfiel ihren Mann mit Fragen. »Ist sie groß? Ist sie gut gekleidet? Hat ihr das Haus gefallen? Was hat sie gesagt? Wirkte sie zufrieden?« Antonio erhob sich aus dem Sessel. »Ich weiß es nicht«, antwortete er seufzend. »Ich glaube schon.« Agata konnte einem mit ihrer Fragerei mitunter auf die Nerven gehen.

Sie ließ nicht locker. »Ist sie schön?«

War sie schön? Eine Frau wie Anna hatte Antonio noch nie kennengelernt. Sie war wie ein elektrischer Schlag, der ihn betäubt hatte. Diese sanften grünen Augen ... Der Gedanke an sie ließ ihn nicht los, dieses Leuchten ... dieses kaum wahrnehmbare zarte Schielen ... eingerahmt von den Augen-

brauen ... diese stolze Nase, die griechische Statur und das selbstsichere Auftreten. Und im Gegensatz dazu die mädchenhaft schmalen Fesseln. »Normal«, antwortete er, »ich habe nicht groß darauf geachtet.«

»Soso.« Agata war enttäuscht. Sie hatte auf eine detaillierte Beschreibung gehofft und musste sich jetzt mit diesen wenigen einsilbigen Antworten zufriedengeben.

»Na gut, setz dich«, sagte sie leicht ungehalten und rief nach ihrer Tochter: »Lorenza! Essen ist fertig!«

Während Agata mit einem dampfenden Topf aus der Küche kam, hörte man die raschen Schritte des Mädchens auf der Treppe.

»Ciao, Papà«, sagte Lorenza und küsste ihn auf die Wange.

Antonio strich ihr über den Kopf, und kaum hatte sie Platz genommen, erkundigte er sich, was sie an diesem Tag in der Schule durchgenommen hatten. Er wollte so schnell wie möglich das Thema wechseln und hoffte, dass Lorenzas Anwesenheit seine Frau von weiteren Fragen abhalten würde.

Agata häufte zwei Löffel Gemüsesuppe auf Lorenzas Teller, dann tat sie ihrem Mann auf.

Diese Hände, dachte Antonio, *immer ungepflegt, mit aufgerissenen Fingerknöcheln und abgeknabberten Nägeln*. Sie kannten sich seit zehn Jahren, doch er hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt. »Was hast du? Das sind halt Hände, die hart arbeiten«, hatte Agata ärgerlich gesagt, als er es ein einziges Mal gewagt hatte, sie darauf hinzuweisen, ihre Hände etwas besser zu pflegen. Annas Hände hingegen, die waren ihm nicht entgangen. Glatt und gepflegt, allein der Anblick genügte, um zu wissen, dass sie weich waren.

»Italien ist eine Halbinsel, das heißt, dass sie auf drei Seiten

von Meer umgeben ist ...«, antwortete Lorenza gerade in singendem Tonfall.

»Wann lernen wir sie kennen?«, platzte Agata dazwischen und setzte sich.

»Geben wir ihnen erst mal Zeit, sich einzurichten«, erwiderte Antonio und blies gegen seinen Löffel.

»Ein Mittagessen als Willkommen«, sprach Agata weiter und tat so, als habe sie den Einwand gar nicht gehört. »Das ist genau das Richtige. Am nächsten Sonntag!«

* * *

Am Sonntag erwachte Agata bereits bei Morgengrauen. Sie schloss die Schlafzimmertür vorsichtig hinter sich, um Antonio nicht zu wecken, ging ins Bad, zog das weiße Nachthemd aus, das an den breiten Hüften etwas spannte, und schlüpfte in ein bequemes kurzärmliges braunes Kleid, das sie am Vorabend neben das Handtuch gehängt hatte. Sie betrachtete sich im Spiegel, bürstete sich ein paarmal energisch durch die kupferfarbenen Haare, band sie zu einem Zopf zusammen und wusch sich das Gesicht.

Dann schlich sie die Treppe hinunter in die Küche. Sie stellte die Caffettiera auf den Herd, und während sie wartete, hackte sie eine Zwiebel, eine Karotte und eine Selleriestange. Anschließend gab sie Olivenöl in eine hochwandige Pfanne und fügte das Gemüse hinzu. Nach kurzer Zeit verbreitete sich ein würziger Duft in der Küche und mischte sich mit dem Kaffeearoma. Sie gab zwei Flaschen Tomatensauce in die Pfanne, schmeckte mit Salz ab und legte einen Deckel darauf. Einen Moment lang setzte sie sich, trank ihren Kaffee und ging

im Geiste durch, was noch alles zu tun war: den Teig für die Orecchiette vorbereiten und jede einzelne von Hand formen. *Ein Kilo? Das müsste reichen ...* Danach kleine Bällchen aus Semmelbröseln und Käse formen, frittieren und zur Sauce in die Pfanne geben. Sie stellte sich das Mittagessen vor: Sie, die eine Köstlichkeit nach der anderen servierte, und Carlo und Anna, die sie in den höchsten Tönen lobten. »Mamma mia, wirklich köstlich«, würde Carlo mit einer entsprechenden Geste sagen. »Unsere Küche hat mir so gefehlt! Diese Polpette schmecken wie echtes Fleisch!« Alle würden sich mit dem Brot auch noch den letzten Tropfen Sauce vom Teller wischen, Antonio würde ihr einen anerkennenden Blick zuwerfen und denken, was für ein Glück er doch hatte, eine solche Köchin als Ehefrau zu haben.

Und Anna würde sagen: »Du musst mir unbedingt beibringen, wie man die zubereitet«, und sie bewundernd anschauen. Und sie, Agata, würde ihr lächelnd antworten, dass sie das gerne machen würde. Sie würden gute Freundinnen werden, da war sie sicher.

Sie trank den Kaffee aus, stellte die Tasse in die Spüle, nahm ein Puccia aus dem Schrank und begann, das Brot auszuhöhlen.

Antonio könnte sich um den Nachtschirm kümmern, entschied sie. Sobald er wach war, würde sie ihn in die Bar Castello schicken, um Mandelgebäck zu holen.

Pünktlich um halb eins klopfen Carlo und Anna an die Tür. »Da sind sie«, sagte Agata mit glänzenden Augen. Sie zog die Schürze aus, legte sie auf einen Küchenstuhl und ging zur Tür. Antonio, der im Sessel gesessen und den *Corriere della Sera* gelesen hatte, faltete die Zeitung zusammen, stand auf und steckte die Hände in die Hosentaschen.

Agata öffnete. »Willkommen!«, rief sie aufgeregt und mit geröteten Wangen. Carlo lächelte und umarmte sie. In zehn Jahren hatten sie sich nur dreimal wenige Tage gesehen. Das erste Mal, als er nach Apulien gekommen war, als Trauzeuger bei ihrer Hochzeit, das zweite Mal bei Lorenzas Geburt und das dritte Mal beim Begräbnis des Vaters.

Anna blieb auf der Schwelle stehen. Sie hatte Roberto auf dem Arm, der fest schlief. »Meine liebe Anna«, sagte Agata und küsste sie auf beide Wangen. »Endlich, ich konnte es kaum erwarten, dich kennenzulernen.« Ihre Stimme zitterte. Sie machte eine einladende Handbewegung. »Kommt doch herein, setzt euch.« Sie wischte sich mit dem Finger den Schweiß von der Oberlippe.

Antonio ging ihnen entgegen, umarmte den Bruder und nickte Anna zu. »Wie geht es dir?«, fragte er lächelnd.

»Gut«, sagte sie und sah sich mit leisem Erstaunen um. »So gut es eben möglich ist in ...«

»Wo ist meine Nichte?«, unterbrach Carlo. »Inzwischen wird sie eine junge Dame sein ...«

»Lorenza!«, rief Agata an der Treppe.

Anna verzog das Gesicht und legte Roberto schützend eine Hand aufs Ohr, aber der Junge schlief weiter.

»Komm runter, sie sind da ...«, schrie sie, dann, etwas leiser: »Man muss sie immer hundertmal rufen, meine Tochter ist nie fertig!« Sie lachte.

Die Hände auf dem Rücken verschränkt, sah Carlo sich im Wohnzimmer um.

»Anna, setz dich doch, du musst nicht stehen.« Agata deutete einladend auf das grüne Samtsofa in der Mitte des Raums.

Anna bedankte sich und steuerte das Sofa an.

»Lass uns vielleicht besser erst den Jungen ins Schlafzimmer bringen, sonst wacht er noch auf«, schlug Agata vor.

»Ja, das ist sicher besser, danke.«

»Aber das ist doch selbstverständlich, komm mit«, lud Agata sie ein und legte ihr einen Arm um die Schultern, »dann machen wir auch gleich meiner Tochter ein bisschen Beine.« Sie gingen die Treppe hoch.

»Du hast alles so gelassen, wie es war«, bemerkte Carlo etwas überrascht, als er mit seinem Bruder allein war.

Antonio wohnte noch in dem Elternhaus, in dem sie aufgewachsen waren, etwa hundert Meter von Onkel Luigi entfernt. Zu Lebzeiten des Vaters hatten Antonio und Agata bei ihm gewohnt, im Schlafzimmer, das nun das Kinderzimmer geworden war. Die etwas zu wuchtigen und groben Möbel hatten die Eltern noch vor ihrer Eheschließung gekauft, auf dem grünen Samtsofa, das an den Lehnen inzwischen etwas abgewetzt war, hatten Antonio und Carlo an den Winterabenden an ihren Vater gekuschelt dagesessen und ins Feuer gestarrt, die Bilder an der Wand hatte ihre Mutter gemalt, als sie noch jung und gesund gewesen war. Sie zeigten Olivenhaine und hingen noch immer an ihrem angestammten Platz über dem Kamin. Ihr Vater hatte alles Mögliche gesammelt, besonders kleine Figuren aus Schmiedeeisen, auch sie waren immer noch da. Ebenso wie die Wolldecke ihrer Mutter, die auf dem Sessel am Fenster lag, in dem Antonio gerade gesessen hatte.

»Ich mag es so«, antwortete Antonio achselzuckend.

Im ersten Stock hatte Anna den kleinen Roberto ins Ehebett gelegt und auf beiden Seiten mit zwei Kissen vor dem Rausfallen geschützt. Dann ging Agata durch den Flur zu Lorenzas

Zimmer voraus. Sie öffnete die Tür einen Spaltbreit und sah das Mädchen, in ihr Spiel mit einer Stoffpuppe vertieft, auf dem Boden sitzen.

»Warum kommst du denn nie, wenn ich dich rufe?«, fragte Agata vorwurfsvoll.

Anna ging an ihr vorbei und kniete sich neben das Kind. Lorenza blickte sie überrascht an.

»Ciao«, sagte Anna lächelnd und streckte ihr die Hand hin, »ich bin deine Tante, Zia Anna.« Lorenza erwiderte das Lächeln und schüttelte die dargebotene Hand. »Ich heiße Lorenza.«

»Ja, ich weiß.«

»Wie alt bist du?«

»Siebenundzwanzig«, antwortete Anna.

Lorenza zählte an den Fingern ab. »Acht Jahre jünger als Mama«, sagte sie dann. »Ich bin neun, so viel.« Sie hielt neun Finger hoch.

»Das weiß ich.« Annas lächelte erneut.

»Stimmt es, dass du von weit weg kommst?«

»O ja, von ziemlich weit weg.«

»So weit wie Amerika?«

Anna lachte und kniff ihr sanft in die Wange. »Ungefähr.«

Lorenza hatte die Augen von Carlo und Antonio, dunkel und durchdringend, mit einem Flackern, das sie strahlen ließ.

»Du bist wirklich hübsch, weißt du«, sagte Anna und fuhr ihrer Nichte mit den Fingern durchs Haar, das den gleichen Kupfertön hatte wie das von Agata.

»Du auch. Du bist wunderschön.«

»Oh, danke.« Anna drückte sie an sich. Genauso hatte sie sich ihre Tochter Claudia vorgestellt, die sie verloren hatte. Wenn diese Zeit zum Großwerden gehabt hätte.

»Also, Lorenza?«, fragte Agata verärgert. Sie war auf der Schwelle stehen geblieben. »Zieh deine Schuhe an, und komm runter. Dein Onkel Carlo wartet darauf, dich zu begrüßen.«

Als Carlo und Antonio die Schritte auf der Treppe hörten, standen sie vom Sofa auf. Antonio bemerkte Agatas mürrischen Gesichtsausdruck, die Heiterkeit von eben war verflogen. Lorenza dagegen wirkte glücklich, sie hielt ihre Tante an der Hand, und Anna lächelte ebenfalls. *Das sollte sie öfter tun*, dachte er. Dann war sie noch schöner.

»Zio!«, rief Lorenza und rannte Carlo entgegen. Der fing sie auf, hob sie hoch und wirbelte sie durchs Zimmer, während das Mädchen lauthals juchzte.

»Nicht so wild, sonst wird ihr noch schlecht«, mahnte Anna.

»Zu Tisch«, sagte Agata, »ich setze die Pasta auf, selbst gemacht, die ist so frisch, dass sie in Nullkommanichts fertig ist.«

Sie ging in die Küche, in der Hoffnung, Anna käme nach, um ihr zu helfen. Als sie zurückblickte, sah sie jedoch, wie ihre Schwägerin am Esstisch Platz nahm. *Unglaublich*, dachte sie kopfschüttelnd. Wenn eine Frau zum Essen eingeladen war, gehörte es sich, dass sie der Hausherrin beim Servieren half, das war ein ungeschriebenes Gesetz.

»Ich sitze neben meiner Tante!«, entschied Lorenza und ließ sich neben Anna nieder.

»Lorenza, komm, und hilf mir«, rief Agata barsch.

»Papa macht das schon«, antwortete Antonio und bedeutete seiner Tochter sitzen zu bleiben, ehe er zu seiner Frau in die Küche ging.

Als die dampfenden Teller auf dem Tisch standen und alle Platz genommen hatten, bekreuzigte sich Agata, faltete

die Hände und betete mit gesenktem Kopf das Vaterunser. Carlo und Antonio legten ihr Besteck beiseite und beteten mit.

»Betest du nicht, Zia?«, fragte Lorenza unvermittelt.

Agata schaute auf.

»Ich bin nicht gläubig«, antwortete Anna.

Carlo blickte sich räuspernd umher.

»Was bedeutet nicht gläubig sein?«, wollte das Mädchen überrascht wissen.

»Wir essen jetzt, sonst wird es kalt«, unterbrach Agata. Antonio ließ Anna nicht aus den Augen. Er löste den Blick erst, als er merkte, dass seine Frau ihn mit hochgezogenen Augenbrauen musterte. Unsicher lächelte er sie an, griff nach seinem Löffel, senkte den Kopf und begann zu essen.

* * *

Einige Zeit später, in der friedlichen Stille nach dem sonntäglichen Mittagessen, saß Antonio mit überkreuzten Beinen und im Schoß gefalteten Händen im Sessel und starrte auf den Boden. Er wirkte abwesend. Aus der Küche hörte man das Klappern des Geschirrs und das Wasser, mit dem Agata die eingeweichten Teller abspülte. Sie war ungewöhnlich schweigsam, nur ab und zu war ein Schnauben zu hören. Lorenza war in ihrem Zimmer und schlief.

»Ich bin endlich fertig.« Agata tauchte in der Tür auf. »Ich lege mich auch hin.« Antonio zuckte zusammen und sah auf. »Mach nur, du bist sicher müde ...«

»Klar«, ihre Stimme klang verärgert, »ich habe mich ganz umsonst so angestrengt.«

»Warum umsonst? Es war doch perfekt, oder? Alles war köstlich wie immer ...«

»Freut mich zu hören, dann hat es wenigstens einer bemerkt.«

Antonio löste die Hände, beugte sich nach vorne und stützte die Ellbogen auf die Knie. »Was ist los, Agata?«, fragte er etwas ungeduldig.

Seine Frau verzog das Gesicht und winkte ab. Sie wollte gerade die Treppe hochgehen, hielt jedoch auf der ersten Stufe inne. »Auf jeden Fall stimmt es, was man über die Leute aus dem Norden sagt.« Dann verschwand sie jenseits der trennenden Mauer.

2

Juli–August 1934

Anna hatte am Morgen nach ihrer Ankunft nicht die Koffer ausgepackt, sondern als Erstes den Karton mit ihren Schätzen geöffnet: die schwarzen Samen des ligurischen Basilikums in einem Bastsäckchen; der Mörser aus weißem, von grauen Adern durchzogenem Marmor, der ursprünglich ihrer Urgroßmutter gehört hatte und anschließend von Generation zu Generation weitergegeben worden war; das Schmuckkästchen aus mit Intarsien verziertem Kirschholz, in denen die Babysockchen lagen, Claudias aus rosa, Robertos aus hellblauer Wolle; außerdem die Perlenkette ihrer Mutter, die sie zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag bekommen hatte; der Kopfkissenbezug aus fliederfarbener Seide, den ihre Großmutter von Hand genäht hatte, denn »Seide hält die Gesichtshaut jung und glatt«, wie sie immer zu sagen pflegte; und die Bücher, die sie ausgewählt hatte, einige auf Französisch, wie *Madame Bovary* und *Education Sentimentale*, aber auch *Anna Karenina*, *Jane Eyre*, *Sturmhöhe* und *Stolz und Vorurteil*.

Sie hatte nach dem Säckchen mit den Samen gegriffen und war in den Garten gegangen. Dort hatte sie sich an die Arbeit gemacht, im Abstand von dreißig Zentimetern zwanzig flache Vertiefungen gegraben und in jede zwei Samenkörner gelegt. Bei den warmen Temperaturen in dieser Gegend würde es

nicht lange dauern, bis die ersten Pflanzen keimten, da war sie sicher.

An diesem Samstagmorgen im Juli war sie gerade dabei, die zarten Basilikumpflänzchen zu gießen, als sie ein Klopfen hörte. Seufzend lief sie ins Haus und löste das Band, mit dem sie den Strohhut unter dem Kinn zusammengebunden hatte. *Ob ich mich jemals an die Hitze hier im Süden gewöhne?*, dachte sie und legte den Hut auf dem Tisch ab. »Ich komme«, rief sie und ging zur Eingangstür.

Vor ihr stand, das Gesicht gerötet und glänzend, die Tasche hatte sie fest an sich gepresst, Agata. Sie trug einen engen rosa Rock, der ihr bis über die Knie reichte, und eine weiße Spitzenbluse mit Puffärmeln, die ihre volle Brust betonte.

»Buongiorno, du bist zu früh«, begrüßte Anna sie.

»Ja, ich konnte es kaum erwarten«, entschuldigte sich Agata und betrat das Haus.

Anna schloss die Tür. »Ich muss mich noch umziehen, ich war gerade im Garten.«

»Jaja, mach nur, kümmere dich gar nicht um mich«, Agata fächelte sich Luft zu, »ich spiele in der Zwischenzeit mit meinem Neffen.«

»Ich habe ihn noch nicht geweckt«, erwiderte Anna und deutete mit dem Kopf auf den Kinderwagen, der mitten im Wohnzimmer stand.

»Ich mach das schon, geh dich ruhig umziehen.«

Anna runzelte kurz die Stirn, dann schritt sie langsam, die Hand am schmiedeeisernen Geländer, die Treppe ins Obergeschoss hoch.

Warum habe ich mich nur überreden lassen?, fragte sie sich, während sie den Morgenmantel aus blauer Seide auszog und

eines der zahlreichen schwarzen Kleider aus dem Schrank holte. Agata hatte darauf bestanden, sie zum Markt mitzunehmen, der jeden Samstagmorgen stattfand. Anna hatte irgendwann nachgegeben, denn Agata hatte sie schon seit ihrer Ankunft im Dorf danach gefragt. Und nicht nur das: Anna hatte den Eindruck, als sei Agatas Leben vor ihrer Ankunft ein Meer aus Einsamkeit gewesen und sie sei nun die Insel, die am Horizont aufgetaucht war, die einzige Hoffnung auf Rettung. Ihre Schwägerin gab einfach keine Ruhe, sie kam jeden Tag zu den unmöglichsten Zeiten und ohne Vorankündigung vorbei, schlug gemeinsame Unternehmungen vor, einkaufen, spazieren gehen, das Rosenkranzgebet am Samstagnachmittag oder einen Kaffee, und dabei stand ihr Mundwerk nicht still. Häufig brachte sie etwas zu essen mit. »Ich habe für dich mitgekocht«, sagte sie selbstzufrieden, obwohl niemand sie darum gebeten hatte.

Anna flocht die Haare zu ihrem üblichen Zopf und ging wieder nach unten. Dann verließen die beiden Frauen das Haus und wandten sich in Richtung Piazza Castello, Anna schob den Kinderwagen, und Agata lief neben ihr her. Die Marktstände mit den weißen Stoffdächern waren auf dem gesamten Platz und den abzweigenden Straßen verteilt. Das mit jedem Schritt lauter werdende Stimmengewirr erfasste Anna, bis sie es unerträglich fand. Das Geschrei der Händler, die ihre Waren anpriesen, mischte sich mit dem Gelächter, dem Geplauder und den Rufen der Marktbesucher.

An einem der ersten Stände roch es penetrant nach Caciocotta, Schafskäse und eingelegten scharfen Oliven. Anna wurde übel, sie beschleunigte ihren Schritt und hielt sich die Hand vor die Nase.

»Hier lang, schau mal«, rief Agata. In diesem Bereich fühlte sie sich am wohlsten, dort wurden Haushaltswaren angeboten, wahre Schätze der heimischen Handwerkskunst. »Hier findest du sicher etwas, das dir gefällt.« Der Verkäufer am ersten Stand, von robuster Statur, mit lockigem schwarzem Haar und Dreitagebart, pries die neue Ware an: »Etwas ganz Besonderes, das findet man sonst nirgends!« Er präsentierte ihnen eine Vase aus Lecce-Stein, mit gelben Blumen handbemalt, eine Pignata, um Gemüse zu kochen, und einige Holzkochlöffel mit glänzendem Keramikgriff.

»Was ist das?«, fragte Anna und deutete auf einen Gegenstand aus Terracotta. Er hatte die Form eines spitz zulaufenden Pinienzapfens, es konnte sich aber auch um eine gerade aufbrechende Blütenknospe handeln, mit zwei eingerollten Blättern an den Seiten.

»Das ist ein Pumo«, erklärte Agata. »Gefällt er dir?«, fragte sie mit hoffnungsvollem Lächeln.

»Ein Glückbringer, aber nur, wenn man ihn verschenkt«, fügte der Verkäufer hinzu.

Anna verzog das Gesicht, als wolle sie sagen, dass sie nicht an Glücksbringer glaubte.

»Vertrauen Sie mir!« Er ließ nicht locker und zwinkerte ihr zu. Bevor Anna reagieren konnte, nahm Agata den Pumo, bezahlte und steckte ihn Anna in die Tasche. »Den schenke ich dir!«

Anna bedankte sich, aber ein Lächeln gelang ihr nicht. *Was mache ich nur damit? Das Ding ist nicht nur sinnlos, sondern auch hässlich.*

Sie gingen weiter zu einem Stand, an dem Puppen aus Pappmaschee angeboten wurden. Neben Madonnen-, Jesus-

und Heiligenfiguren, die wie Soldaten in Reih und Glied standen, entdeckte Anna in einer Ecke eine verloren wirkende Statue, eine Bäuerin mit einem schwingenden weißen Rock und im Wind wehenden Haaren, in der Hand einen Korb mit roten Äpfeln. Im Unterschied zu den makellosen Gesichtern der anderen Puppen hatte ihres eine kleine fehlerhafte Stelle.

»Die nehme ich«, sagte Anna, ohne zu zögern, und deutete darauf. Agata sah sie überrascht an. »Wäre San Lorenzo, unser Schutzheiliger, nicht besser? Schau mal, wie schön er ist.« Sie nahm die Figur in die Hand.

Aber Anna achtete nicht auf sie.

Der Verkäufer beugte sich nach unten, zog aus dem Haufen zu seinen Füßen eine alte Zeitungsseite und wickelte die Puppe sorgfältig ein. »Passt auf, dass sie in der Tasche nicht zerdrückt wird, Pappmaschee ist empfindlich«, sagte er und reichte ihr das Päckchen.

Ein Stück weiter blieben sie an einer Auslage mit Weidenkörben in sämtlichen Größen stehen. Eine alte Frau mit Oberlippenbart und knotigen Fingern saß barfuß auf dem Boden und war mit einer Flechtarbeit beschäftigt. Sie hatte gerade den Rand eines Korbes fertig und widmete sich jetzt dem Henkel. Agata grüßte sie herzlich. Die beiden begannen, miteinander zu plaudern, Anna hörte eine Reihe von »Gott sei Dank geht es wieder« und betrachtete dabei die schmutzigen Füße mit den rissigen verhornten Fersen und gelblichen Fußnägeln der Alten. Einen Moment lang musste sie an ihre Großmutter denken, die sich jeden Abend vor dem Zubettgehen die Füße mit Milch massiert hatte und, ohne sie abzuwaschen, in Socken geschlüpft war. »Die Hände und die Füße immer

schön pflegen«, hatte sie stets gesagt, »die Menschen achten auf die Details, vergiss das nicht.«

»Hier lang«, sagte Agata wieder und zog Anna am Arm. Sie bogen in eine Seitenstraße ein und gingen zu einem Stand mit Stoffen. Eine zierliche Frau mit Haarknoten und einem grünen Häkelschal über den Schultern zeigte einer Kundin, deren Kleid so eng saß, als hätte man es ihr direkt auf den Körper gemalt, einen Ballen blaue Seide. Ihre dichten dunklen Haare fielen ihr in weichen Wellen über die Schultern. Anna bemerkte vor allem ihre Hände, mit denen sie behutsam über die Seide strich wie über den Kopf eines Neugeborenen. Die Nägel waren perfekt gepflegt und rot lackiert. Keine der Frauen, denen sie bis jetzt in Lizzanello begegnet war, hatte solch elegante Hände gehabt.

»Oh, da ist ja unsere Agata, guten Tag!«, rief die Stoffverkäuferin mit breitem Lächeln.

»Das ist Anna, meine Schwägerin«, stellte Agata sie vor.

Die Frau mit den roten Fingernägeln fuhr herum, dabei entglitt ihren Fingern die blaue Seide.

Anna streckte der Verkäuferin die Hand entgegen und bemerkte aus dem Augenwinkel, wie die andere sie von Kopf bis Fuß musterte.

»Was darf es sein, meine Lieben?«

»Ich brauche Vorhänge für das Schlafzimmerfenster«, erwiderte Agata. »Gib mir zwei Meter weißen Baumwollstoff und dünnes Baumwollgarn, mit dem ich die Ränder umhäkeln kann.«

»Dann gehe ich jetzt«, sagte die Frau mit den rot lackierten Nägeln im örtlichen Dialekt und löste den Blick von Anna. »Ich nehme die Seide, leg sie mir beiseite. Ich schicke später

meinen Mann vorbei, um sie abzuholen.« Ohne ein weiteres Wort drehte sie sich um und ging.

»Wer war das denn?«, flüsterte Anna Agata ins Ohr.

»Carmela«, antwortete Agata verlegen.

»Carmela wer?«

»Die Schneiderin ...«

»Hier«, unterbrach die Verkäuferin und hielt Agata eine Papiertüte hin. Sie zahlte, verabschiedete sich und versprach, bald wiederzukommen.

Sie gingen zurück. »Schauen wir noch beim Gemüsehändler vorbei?«, fragte Anna und deutete auf das »Obst und Gemüse«-Schild auf der anderen Seite der Piazza. »Ich brauche noch Basilikum, morgen möchte ich Pesto machen.«

Als der Verkäufer sie sah, lüftete er die leicht zerknautschte Mütze, lächelte und fragte: »Was darf's sein?«

»Ein Bund Basilikum, bitte«, antwortete Anna, »mit ganzen Blättern, wie letzte Woche.«

»Michele, gib uns den frischsten Bund, den du hast«, fügte Agata hinzu.

»Natürlich«, sagte er, drehte sich um und rief: »Giacomino! Bring Basilikum für die Fremde!«

Anna hob überrascht und ein wenig enttäuscht die Augenbrauen. So nannte man sie also im Dorf? La forestiera, die Fremde?

Nach einem kurzen Moment tauchte ein sommersprossiger Junge in Lorenzas Alter auf, der einen Bund Basilikum in der Hand hielt.

»Gib das der Signora«, sagte Michele und deutete auf Anna.

»Hier, bitte«, sagte der Junge.

Nachdem sie den Laden verlassen hatten, fragte Agata, ob

sie vor dem Nachhauseweg noch Lust auf eine Limonade hätte. »So haben wir noch ein wenig Zeit zusammen und können uns erfrischen.« Sie fächelte sich mit einer Hand Luft zu.

Sie passierten eine kleine Gruppe Frauen mit gut gefüllten Einkaufskörben, einige hatten ihre Taschen auf den Boden gestellt und plauderten miteinander. Dann schoben sie den Perlenvorhang beiseite und betraten die Bar Castello. Der korpulente Mann hinter der Theke mit olivfarbenem Teint und einem dichten schwarzen Bart trocknete mit dem Zipfel seiner weißen Schürze gerade ein Glas ab. Der untere Teil der Wände war mit Holz vertäfelt, den oberen Teil schmückten einige Fotos des Dorfes, eine Reklame für Fernet Branca und eine handgeschriebene Preisliste. Schwere rosafarbene Tischdecken bedeckten die Tische, davor standen Korbstühle. Auf einem der Tische lag zusammengefaltet die *Gazzetta del Mezzogiorno*.

»Zwei Gläser Limonade bitte, Nando«, bestellte Agata.

»Nur eins«, unterbrach Anna, »ich nehme einen Caffè corretto.«

Agata starrte sie entgeistert an. »Mit Grappa?«

»Ja, ich trinke ihn immer so.«

Nando zwinkerte ihr zu und sagte mit volltönender Stimme: »Ich auch!«

* * *

Am nächsten Tag stellte Anna alle Zutaten für das Pesto in Keramikschüsselchen auf den Küchentisch: Basilikum, Pinienkerne, grobes Salz, Knoblauch, Pecorino und Parmesan. Es fehlte nur das Olivenöl, aber Antonio hatte versprochen, es an